

Liebe und taktvolles Verhalten

Von *Herbert E. Colla*

Der pädagogische Diskurs liebt die Liebe heute nicht mehr, analysiert Uhle (2007) mit der These, dass pädagogische Diskurse über Liebe in Bezug auf die öffentliche Erziehung „eher Abwehr und bezogen auf familiäre Erziehung eher Gefährdungsdiskurse“ darstellen (Seichter 2007). In solchen werden zum sozialpädagogischen Handeln „[...] Fragen der emotionalen Fundierung sozialpädagogischen Handelns“ (Thiersch et al. 2006) hinsichtlich ihrer Funktionalität eher vernachlässigt und nicht als eine bedeutsame personale Dimension des sozialpädagogischen Könnens eingestuft (Colla et al. 1999). Brumlik (2006) konstatiert, der Begriff der Liebe stehe im Verdacht, ein Überbleibsel romantischer, vielleicht auch reformpädagogischer oder karitativer Bemühungen zu sein, das den Anschluss an die Modernisierung und damit einhergehender Professionalisierung verpasst hat. Dagegen argumentiert er und rehabilitiert die Liebe als eine (pädagogische) Tugend. Ausgehend vom Neuen Testament, im Anschluss an Fromm (1979), definiert Brumlik (2005) die Liebe als ein aktives Handeln, also nicht als Gefühl, ordnet so ihre Maßstäbe der neo-aristotelischen Theorie des gelungenen Lebens zu (Nussbaum 2002). Es verwundert, dass Liebe als „Deutungsmuster von Pädagogik“ (Uhle / Gaus 2009) randständig angewandt wird, zumal Nachbardisziplinen sich eindeutig mit der Liebe auseinandersetzen. Die Soziologie analysiert Liebe als eine Aussage über die Gesellschaft, gewichtet dabei Aspekte unterschiedlicher Qualität von Kommunikation. Als Gegengewicht zur reinen Zweckrationalität und zur formalisierten, affektneutralen Beziehung wird Liebe als eine der intimsten und für den Einzelnen zentrale Sozialform, häufig verbunden mit Fragen der Sehnsucht nach Identität, Glück oder Wahrheit gesehen. Liebe als ein zentraler Pol des Intimsystems (Fuchs 1999) soll die massive Anonymisierung und damit ein-

hergehende mögliche Kontaktgestörtheit und Fremdheitserfahrung im Alltag aufheben. Liebe ergibt als kulturelles Programm gleichzeitig eine Orientierungs- und Steuerungsfunktion, die ihrerseits eingebunden ist in die jeweilige Kultur und Zeit, dokumentiert damit auch einen Wandel von Gefühlsstrukturen, Brüchen bisher gelebter Traditionen, von Veränderungen kognitiver Welt- und Selbstwahrnehmung, sie sucht Verbindlichkeit als Grundlage von Gemeinsamkeit, vielleicht auch spiritueller Geborgenheit des Einzelnen (Luhmann 1982). Implizit enthalten die kanonischen soziologischen Theorien der Moderne, wenn schon nicht eine voll ausgereifte Theorie der Emotionen, so doch zumindest eine Linie von Bezügen zu einzelnen Emotionen: Angst, Liebe, Ehrgeiz, Gleichgültigkeit, Schuld – diese Emotionen überwiegend herausgearbeitet in historischen und soziologischen Konzepten, in denen es um Brüche geht, die die moderne Ära herbeigeführt haben (Illouz 2007). Liebe kann letztendlich ebenfalls als eine nicht kognitive Form einer kommunikativen Praxis, als personal-emotionale Bindung eingestuft werden (Burkart / Hahn 1998; Koppetsch 2005). Die Qualität eines speziellen Interaktionsverhältnisses und seine Bedeutung für eine Beratung oder Psychotherapie ist ein Gegenstand von Therapiefor- schung (Grawe 2000). Rogers (1957) sieht in ihr die notwendige und hinreichende Vorbedingung für die Wirksamkeit einer therapeutischen Intervention. „In allen sozialen Berufen ist die eigene Persönlichkeit das wichtigste Instrument; die Grenzen ihrer Belastbarkeit und Flexibilität sind zugleich die Grenzen unseres Handelns“ (Schmidbauer 1992). Das Vertrauen in die Person des Therapeuten gilt als wichtiger „support factor“ neben „learning factors“ und den „action factors“ in einem Bearbeitungsprozess.

Die Bindungstheorie postuliert, dass enge affektive